

„Ich glaube, es ist besser geworden“

50 einst aus Wien vertriebene Jüdinnen und Juden waren auf Einladung des Jewish Welcome Service Vienna in ihrer Geburtsstadt. Eine schwere Reise. Eine wichtige Geste

Sind wir hier schon im Rathaus?“, fragt eine Frau, die sich, schwer auf den Rollator gestützt, Schritt um Schritt weiterschiebt. Sie bewundert das glänzende Sterneparkett: „Das letzte Mal, dass ich so einen Parkettboden gesehen habe, war ich noch ein Kind. In Wien. Ich weiß noch, wie er mit Tüchern, die um die Füße gebunden waren, poliert wurde.“ Das muss vor gut 80 Jahren gewesen sein. So lange ist es her, dass sie, als Jüdin, aus Wien vertrieben wurde. Heute ist sie zurückgekommen, als Gast des Jewish Welcome Service, der seit mehr als 25 Jahren österreichische Jüdinnen und Juden, die von den Nationalsozialisten vertrieben wurden, nach Wien einlädt.

Es sind rund 50, die heute in den USA, in Israel, Uruguay, Brasilien, Argentinien und Frankreich leben, und ihre Kinder oder Enkelkinder, die sie nach Wien begleiten. Diejenigen, die zum ersten Mal kommen, tun das sehr schweren Herzens.

„Sie müssen reich gewesen sein“

Herbert Cooper ist 88 Jahre alt. Er war elf, als er und seine Familie vor den Nazis in die USA flüchteten. Als er vor 20 Jahren zum ersten Mal nach Wien zurückkam, war er ängstlich: „Meine Gefühle waren damals nicht gut. Die Menschen waren alt, und wir fühlten: Es hat sich nichts geändert. Als wir erzählten, haben sie zu uns gesagt: Sie müssen sehr reich gewesen sein.“ Coopers Vater hatte ein kleines Papierge-

schäft in der Burggasse geführt. Aber im Holocaust Memorial and Tolerance Center in Glen Cove, New York, wo er inzwischen einmal im Monat jungen Studierenden von seinen Erfahrungen in Wien berichtet, lernte er junge Österreicher kennen, „und da hatte ich das Gefühl, es ist besser geworden“.

Der zweite Besuch nun fällt ihm leichter. Seine Tochter, eine Kinderärztin, redete ihm zu, noch einmal nach Wien zu reisen. Mit ihr hat er schon die Stätten seiner Kindheit aufgesucht und wundert sich, wie leicht er jeden Weg fand: „Like yesterday.“ Beim Jewish Welcome Service gibt es inzwischen viele Anfragen aus der zweiten und dritten Generation der jüdischen Vertriebenen. Generalsekretärin Susanne Trauneck sagt: „Es kommen ganze Geschwistergruppen, um auf Spurensuche ihrer Familie zu gehen. Diese Generation ist sehr böse darüber, was ihren Eltern angetan wurde.“

Herbert Cooper erinnert sich, dass er in Wien, nach dem „Anschluss“, Hitler im offenen Wagen vorbeifahren sah: „Er war vielleicht acht Fuß (nicht einmal 2,5 Meter) entfernt. Die anderen Menschen haben gewinkt und gejubelt. Ich hab nicht gewusst, was los ist.“ Er sah seine Tante, die in einer der gefürchteten „Reibpartien“ die Straße waschen musste und ihn wegwinkte, weil er ihre Demütigung nicht mit ansehen sollte. Er musste das Gymnasium verlassen und in eine jüdische Schule wechseln, die bald danach geschlossen wurde.

„Three of my family didn't make it.“ Ein Onkel, hoch dekoriertes Held im



Herbert Cooper, 88, auf Besuch in seiner Geburtsstadt, aus der er als Kind vertrieben wurde. Seine Frau und seine Tochter Ellen Rae Cooper (rechts) begleiten ihn



„Ganze Geschwistergruppen gehen auf Spurensuche in Wien“

Susanne Trauneck, Generalsekretärin des Jewish Welcome Service

Fotos: Ricardo Herrgott (3)

Ersten Weltkrieg, wurde in Buchenwald ermordet. Einem Freund hatte er mitgegeben: „Wenn du es je heraus schaffst, nimm Kontakt zu meiner Familie auf. So erfuhr sie von seiner Ermordung.“

Kein Wort Deutsch mehr

Herbert Cooper und seine Eltern hatten Glück. Sein älterer Bruder Salomon war bereits 1933 in die USA emigriert, weshalb die Familie im Mai 1939 eine Einreiseerlaubnis in die USA bekam. Ab nun hieß die Familie Kupferschlag Cooper, lebte in der Bronx und sprach kein Wort Deutsch mehr: „Über Wien und Österreich wurde nicht geredet. Niemals.“ Bis vor etwa zwölf Jahren sprach Cooper auch mit seiner Tochter nicht über das Erlebte – wie so viele andere der Verfolgten, Vertriebenen, Überlebenden.

Cooper wurde Ingenieur, gründete sein eigenes Ingenieurbüro und arbeitete am Weltraumprogramm für die Mondfahrten mit. Erst mit 80 verkaufte

er die Firma und ging in Pension. Aber zwei Mal in der Woche arbeitet er noch.

In Wien werden die Gäste in der Hofburg von Bundespräsident Heinz Fischer und im Rathaus von Kulturstadtrat Andreas Mailath-Pokorny empfangen. Bei einer „Wiener Jause“ mit Sachertorte und Guglhupf berichtet Mailath-Pokorny vom Wandel in Wien, und dass das Waldheim-Jahr 1986 eine Wasserscheide in der öffentlichen Aufarbeitung der Nazizeit und Österreichs Rolle darstellte. Er sei stolz und glücklich, die einst Vertriebenen hier zu empfangen, und sie mögen ihren Verwandten sagen, „that they also are welcome“. Es ist eine späte, aber bedeutende Geste. Sie macht es den aus Wien Vertriebenen ein kleines bisschen leichter.

Beim Heurigen kommen dann die Emotionen hoch. Viele haben noch Erinnerungen an die Wienerlieder, auch nach fast 80 Jahren.

© Tessa Prager



JEWISH WELCOME SERVICE

Welcome to Vienna

Der Jewish Welcome Service Vienna wurde 1980 auf Initiative des Bürgermeisters Leopold Gratz und des Stadtrats Heinz Nittel (er wurde 1981 von einem palästinensischen Terroristen erschossen) gemeinsam mit dem Shoah-Überlebenden Leon Zelman gegründet. Es sollte die Präsenz einer selbstbewussten und aktiven, wenn auch durch die Shoah schrecklich dezimierten jüdischen Gemeinde dokumentiert werden. Neben Studienreisen, der Einladung von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen und vielem mehr wurden seit mehr als 25 Jahren rund 4000 vertriebene Jüdinnen und Juden und ihre Kinder und Enkel nach Wien eingeladen: „Welcome to Vienna“. Finanziert wird die Tätigkeit des Jewish Welcome Service von der Stadt Wien, Unterstützung kommt von der Republik Österreich.